

# **11**

## **Türkei**

### **BEŞIKTAŞ, İSTANBUL**

Auf ein Zeichen hin kauerten sich alle auf dem Kopfsteinpflaster nieder und warteten auf das Signal des Mannes neben der Adlerstatue. Hunderte Menschen machten mit, Männer und Frauen, Alte und Junge, alle knieten. Die Menschenmenge breitete sich in konzentrischen Kreisen aus, als wäre ein Stein in ein schwarz-weißes Meer fallen gelassen worden. Vor jedem Spiel versammeln die Çarşı sich hier zu Füßen ihres Wappentiers, des Adlers, im Herzen des am europäischen Bosporus-Ufer gelegenen Stadtteils Beşiktaş, nach dem ihr Klub benannt ist. Die Çarşı ist Beşiktaş' größte organisierte Fangruppierung. Von dem Platz führt ein kurzer Spaziergang zum neuen Stadion, das offiziell auf den Namen Vodafone Park hört, von dem die meisten jedoch nach wie vor als İnönü-Stadion sprechen. Die Fans tranken, sangen und brannten Bengalos ab, die von fliegenden Straßenhändlern für zehn Lira das Stück feilgeboten wurden, um dann zu ihrer *entrada* aufzubrechen. In der Mitte forderten die Çarşı-capos Ruhe, als eine Trommel langsam einzetzte, immer schneller wurde und schließlich den Höhepunkt erreichte. Alle sprangen auf. Ohrenbetäubende Gesänge schallten über den Platz, und immer mehr Bengalos flackerten auf, bis der Rauch schließlich so dicht war, dass ich meine Nachbarn nur noch würgen hören konnte, ohne sie noch zu sehen.

»Was singen sie?«, fragte ich Bora, einen Fußballautor, Historiker und Beşiktaş-Fan, der mich zu dem Spiel begleiten würde.

Ich erwartete, dass der Text von dem Klub und seinen Farben handelte, von dem verwinkelten Stadtteil oder womöglich sogar von einem der unzähligen linken Anliegen, für die Çarşı berühmt war, von Umweltproblemen über Tierschutzrechte bis zu einer Feier des Schriftstellers und Nobelpreisträgers Orhan Pamuk. Irgendetwas Kluges. Irgendetwas Bedeutsames.

»Der Text lautet: >Lutsch meinen Schwanz, Fenerbahçe«, erklärte mir ein verlegener Bora.

Ich verfolgte, wie eine elegant gekleidete Frau im Alter meiner Mutter die Menschenmenge besänftigte und zurück auf die Knie trieb, nur um im nächsten Moment erneut eine Explosion auszulösen, als sie rief, dass Fenerbahçe ihr gleich noch einmal ihren Schwanz lutschen solle.

»Das ist alles«, sagte Bora, der nach dem Hauch einer tieferen Bedeutung fahndete. »Mehr besagt der Text nicht.«

Fenerbahçe war Beşiktaş' Erzrivale. So gut wie alle Gesänge drehten sich um den verhassten Klub und die diversen sexuellen Aktivitäten der Väter und Mütter der gegnerischen Fans. Selbst dann, wenn wie heute der Gegner gar nicht Fenerbahçe hieß. Gemeinsam mit Galatasaray bilden Beşiktaş und Fenerbahçe die Istanbuler »großen Drei«. Sie dominieren den türkischen Fußball, seit sie vor mehr als einem Jahrhundert nahezu gleichzeitig gegründet wurden (die exakten Daten und die Frage, welcher Verein der älteste ist, sind bis heute Gegenstand erhitzter Diskussionen). Seit der ersten offiziellen Meisterschaft 1924 haben die großen Drei 70 der bisher ausgespielten 89 Titel gewonnen. Bis heute wird die Identität der Klubs und ihrer Fans durch die jeweilige Entstehungslegende geprägt, selbst wenn die Wahrheit nicht immer ganz klar ist. Galatasarays Wurzeln gehen zurück auf ein aristokratisches, 1481 gegründetes Elite-Gymnasium in dem an Beşiktaş angrenzenden Stadtbezirk Beyoğlu im europäischen Teil Istanbuls. Fenerbahçes Heimat ist das Viertel Kadıköy, das mit der Fähre 15 Minuten entfernt im asiatischen Teil der Stadt liegt. Der Verein ist stolz auf seine bürgerliche Tradition und seine Verbindung zu Mustafa Kemal Atatürk, den Gründer der modernen säkularen Türkei, der angeblich Fan der Mannschaft war. Der gegenwärtige türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan gehört ebenfalls zu den Anhängern des Klubs, auch wenn sein politisches Lebenswerk im Gegensatz zu Atatürks ausdrücklichem Säkularismus

steht. Beşiktaş wiederum sieht sich selbst als Außenseiter und hält an seinen Wurzeln in der Arbeiterschaft fest, auch wenn der Stadtteil inzwischen zu den vornehmsten Istanbuler Vierteln gehört. (Eine vierte Istanbuler Mannschaft, Kasımpaşa, findet neben den großen Drei kaum einmal Erwähnung.)<sup>238</sup>

»Von den großen Drei sind wir die kleinsten. Wir sind der Underdog«, sagte Bora. Allerdings besaß Beşiktaş die älteste und bekannteste Fangruppierung. Die Çarşı wurde 1982 gegründet und versteht sich politisch grob gesprochen als links-liberal. Ihr aufgesprühtes Erkennungszeichen ist überall im Viertel zu sehen: der Name der Gruppierung mit dem Anarcho-Symbol anstelle des »A«.

Die Gruppe war schon immer bekannt für ihre unzähligen originellen politischen Spruchbänder und Gesänge im İnönü, doch die Gezi-Park-Proteste von 2013 verschafften ihr noch einmal einen ganz anderen Ruhm. Die Demonstrationen begannen als überschaubarer Protest einer Handvoll Umweltaktivisten, die verhindern wollten, dass ein winziger öffentlicher Park für ein Einkaufszentrum geopfert wurde. Daraus wurden die größten regierungskritischen Proteste seit einer Generation.<sup>239</sup> Und in vorderster Front kämpften die Çarşı Seite an Seite mit den Fans von Galatasaray und Fenerbahçe gegen die Polizei – eine eigentlich undenkbare Koalition angesichts der langen Geschichte von Gewalt und Hass zwischen den drei Fanlagern. Istanbul United, wie die Allianz bald genannt wurde, zeigte, wie viel Macht organisierte Fangruppierungen haben können.<sup>240</sup> Erdoğan sollte die Rolle der Ultras im Gezi-Park nicht vergessen. Die Proteste wurden letztlich zerschlagen, und es begann eine neue Ära staatlicher Kontrolle – der Gesellschaft im Allgemeinen und der türkischen Ultras im Besonderen. Politische Sprechchöre und Choreografien wurden umgehend verboten. Doch die Çarşı ließ sich nicht unterkriegen. Um die großen Drei auf und neben dem Platz in die Schranken zu weisen, brauch-

---

238 Zur Geschichte und Politik im türkischen Fußball sind auf Englisch zwei hervorragende Bücher erschienen: Patrick Keddie, *The Passion: Football and the Story of Modern Turkey* (I.B. Tauris 2018) und John McManus, *Welcome to Hell? In Search of the Real Turkish Football* (W&N 2019).

239 Özge Zihnioglu, »The Legacy of the Gezi Protests in Turkey«, Carnegie Europe, <https://carnegieeurope.eu/2019/10/24/legacy-of-gezi-protests-in-turkey-pub-80142>.

240 Darren Butler, »Istanbul United: protests bring rival fans together, for now«, Reuters, 4. Juni 2013, <https://www.reuters.com/article/us-turkey-protests-soccer/istanbul-united-protests-bring-rival-fans-together-for-now-idUSBRE9530ZE20130604>.

te es eine neue Strategie. Und 2014 schienen Erdoğan und seine regierende Partei für Recht und Gerechtigkeit AKP fündig geworden zu sein.

Beşiktaş Gegner hieß Istanbul Başakşehir, eine noch junge伊stanbuler Mannschaft, die wenige Spieltage vor Saisonende Spitzenreiter war und darüber hinaus die Gunst des Staatspräsidenten genoss. Beides hing augenscheinlich eng zusammen. Die Mannschaft kam aus dem städtischen Außenbezirk Başakşehir, einer verlässlichen AKP-Hochburg, und war aus der Betriebsmannschaft der伊stanbuler Stadtverwaltung hervorgegangen. Innerhalb von vier Jahren war sie in die türkische Spitz e vorgedrungen. Der auf Leihbasis aus Barcelona gekommene Arda Turan hatte einen mit drei Millionen Euro dotierten Vertrag unterschrieben. Robinho war in der Winter-Wechselperiode verpflichtet worden. Der Verein trug seine Spiele im brandneuen Fatih-Terim-Stadion aus, benannt nach dem größten lebenden türkischen Trainer, der aktuell bei Galatasaray tätig war. Doch woher kam das Geld? Zumindest nicht von den Fans. Başakşehir besaß zwar seit Kurzem mit der »1453« – in dem Jahr eroberten die Osmanen Konstantinopel – ebenfalls eine Fangruppierung, doch der Verein konnte sich glücklich schätzen, wenn sich bei einem Heimspiel ein paar Tausend Zuschauer ins Stadion verirrten. Dennoch hatte Erdoğan Başakşehir immer wieder stolz als seine Mannschaft bezeichnet. Es gab zwar keine Hinweise auf direkte staatliche Unterstützung, doch die spendablen Sponsoren des Vereins hatten allesamt Verbindungen zur AKP. Der Klubpräsident war ein angeheirateter Verwandter von Erdoğan. Und nun war der Klub Tabellenführer und nahm Kurs auf seinen allerersten Titel. Aus den großen Drei würden die großen Vier werden.<sup>241</sup>

Das Wochenende ließ Probleme erwarten. Zwei Wochen zuvor hatten in Istanbul Oberbürgermeister-Wahlen stattgefunden. Die Stadt ist eine ausufernde Mega-City mit 15 Millionen Einwohnern und das wirtschaftliche Zentrum der Türkei. Die Metropole gilt als Stützpfeiler von Erdoğans politischem Projekt, einer Mischung aus neoliberalen Kapitalismus, Islamismus und autoritärem Regierungsstil. Mit der Wahl zum Oberbürgermeister war 1994 sein politischer Stern aufgegangen. Doch nun war sein AKP-Kandidat, Ex-Ministerpräsident Binali Yıldırım, dem Kandidaten der oppositionellen CHP Ekrem İmamoğlu knapp unterlegen. Erdoğan wollte sich

---

<sup>241</sup> Laura Pitel, »Political football: ›pro-government‹ club shakes up Turkish league«, *Financial Times*, 29. März 2018, <https://www.ft.com/content/d18a2dc4-2dfe-11e8-a34a-7e7563b0b0f4>.

nicht mit dem Verlust seiner Machtbasis abfinden und sprach von Wahlbetrug. Die türkische Wahlbehörde prüfte, ob eine Neuwahl angesetzt werden müsse, und die Opposition schäumte. Für sie war das ein weiterer Schritt Erdogans in Richtung Diktatur. Die Entscheidung stand kurz bevor, und das zu dem wohl denkbar ungünstigsten Zeitpunkt. An dem Wochenende würden in der Stadt vier Istanbuler Mannschaften gegeneinander antreten.

»Vergiss Beşiktaş gegen Başakşehir. Fenerbahçe spielt gegen Galatasaray«, sagte Bora. Das sogenannte Interkontinentale Derby war das größte Spiel der Türkei, wenn nicht sogar eines der größten weltweit. Zehntausende Ultras und organisierte Fans würden auf den Straßen sein. »Die Regierung wird nicht riskieren, dass an einem Derby-Wochenende irgendwelche politischen Entscheidungen getroffen werden«, sagte Bora. »Das Chaos wäre vorprogrammiert.«

Die Çarşı marschierten geschlossen zum Stadion, vorbei an den Reihen von Wasserwerfern und den Tausenden Einsatzkräften mit Schilden, Helmen, Schlagstöcken und Tränengas. Das Gerücht, İmamoğlu würde kommen, hatte die Runde gemacht, eine symbolische Geste des Widerstands bei einer symbolträchtigen Partie: Eine Mannschaft, die für die liberale, säkulare Kultur Istanbuls stand, spielte gegen eine Mannschaft, die das Günstlingsnetzwerk verkörperte, auf das Erdogans Macht gründete. Beşiktaş gegen den FC Erdoğan. Die Menschenmenge brach in »Prost, Tayyip«-Rufe aus und stieß mit Bierflaschen an, ein ironischer Kommentar zu der von der Regierung massiv angehobenen Alkoholsteuer. Tausende Bengalos wurden entzündet, und die Zuschauer strömten unter İmamoğlu-Sprechchören auf ihre Plätze.

Die erste, sich selbst als Ultras bezeichnende Gruppe der Türkei, die UltrAslan bei Galatasaray, wurde 2001 gegründet. Selbstverständlich hatte es in dem Land auch zuvor bereits eine reiche und geschichtsträchtige Fankultur gegeben. Doch das neue Jahrtausend wartete mit neuen Einflüssen auf. Technologie und Globalisierung ermöglichten einen in Umfang und Geschwindigkeit beispiellosen kulturellen Austausch. Im Jahr 1950 hatte es noch fünf Monate gedauert, bis der Sound der brasilianischen *torcida* – der Sound von Jayme de Carvalhos Charanga – per Dampfer von der jugoslawischen Nationalmannschaft nach Kroatien gebracht worden war, sich dort durch Hörensagen verbreitet hatte und schließlich

in einer von dem platonischen Ideal Brasiliens weit entfernten Rohform in Hajduk Splits Stadion Stari plac aufgetaucht war. In den 1980er-Jahren hatte es immer noch Wochen gedauert, bis Mikael mit analoger Kamera geschossenen Bilder seiner ersten *tifos* entwickelt waren und er sie per Post mit gleichgesinnten Verrückten in Schweden und dem Ausland ausgetauscht hatte. In den 1990er-Jahren dann konnte jeder, der Sendungen wie *Eurogoals* aufmerksam verfolgte, alle sieben Tage in den 30 Sekunden zu Beginn und Schluss jedes Beitrags Ausschnitte von Choreografien und Gesängen sehen und hören. Als schließlich das Internet ebenso weltumspannend wurde wie der Fußball selbst, geriet der Austausch von Ideen zu einer Sache des Augenblicks. Doch die Geschwindigkeit war nicht alles, zugleich wurde auch die Welt kleiner. Innerhalb einer Dekade entstand aus der Kombination aus italienischer Stadionkultur, englischem Hooliganismus, argentinischen *barras bravas* und brasilianischen *torcida* das exportfähige Konzept der »Ultras«, das bis in die letzten Winkel Europas, Asiens, Nordamerikas und Nordafrikas vordrang.

In den Ländern des Maghreb und des übrigen Nordafrikas wurde die Ästhetik der Ultra-Kultur 2.0 besonders enthusiastisch aufgegriffen. Wann immer heute ein Vereinsjubiläum oder eine Trophäe zu feiern ist, organisieren die Ultras aus Marokko, Algerien und Tunesien eine *craquage* genannte Pyroshow, die weltweit keinen Vergleich zu scheuen braucht. Als der tunesische Verein Espérance 2019 sein hundertjähriges Bestehen beging, beschränkte die *craquage* sich nicht auf das Stadion. Drei Tage vor der eigentlichen Feier organisierten die Ultras eine fußballfeldgroße Pyroshow, die in arabischer Schrift das Wort Espérance darstellte. Am Spieltag begrenzten die Autoritäten die Zuschauerzahl auf 5.000 Menschen. Die Ultras boykottierten das Stadion, stattdessen strömten zwanzigmal so viele zum Trainingsgelände. In jeder Stadt Tunesiens wurden Bengalos abgebrannt, sodass die wohl erste landesweite *craquage* entstand.<sup>242</sup>

Doch die nordafrikanischen Ultras übernahmen nicht einfach nur die Ästhetik. Die Organisationsstruktur der Bewegung erwies sich auch in politischer Hinsicht als höchst effektiv, da Außenstehende aufgrund der engen persönlichen Bindungen innerhalb der Gruppen quasi nicht in sie

---

<sup>242</sup> Maher Mezahi, »Born in a Cafe, Raised to be African Champions: 100 Years of Esperance de Tunis«, *Copa90*, 14. Februar 2019, <https://www.youtube.com/watch?v=wRF4sYhzmol>.

eindringen können – und das an einem vom Staat kaum zu kontrollierenden öffentlichen Ort. Das beste Beispiel dafür war Ägypten. 2007 besuchte ich das Kairoer Derby zwischen Al-Ahly und Zamalek. Das größte Spiel des afrikanischen Fußballs war in jenem Jahr zugleich das Premierenderby von Al-Ahlys erster Ultra-Gruppe, die später unter dem Namen Ahlawy bekannt wurde. Bei der Gelegenheit lernte ich den Gründer und *capo* der Gruppe, Assad, kennen. Er war geprägt worden durch die italienischen *curve*, den englischen Fußball und die serbischen Ultras. An dem Tag präsentierte die Gruppe ihre erste Choreografie, die Zamalek verspottete und an Al-Ahlys höchsten Derbysieg erinnerte, ein vernichtendes 6:1 im Jahr 2002.

»Die beiden größten politischen Parteien Ägyptens sind Ahly und Zamalek«, sagte Assad. Ägypten stand seit Jahrzehnten unter der autokratischen Herrschaft von Hosni Mubarak. Es gab so gut wie keinen Spielraum für politische Betätigungen, und die Ultras waren lange strikt unpolitisch gewesen. Das Stadion war ein Fluchort vor dem Geschehen in der ägyptischen Gesellschaft gewesen, nicht dessen Fortsetzung. Alles andere wäre zu gefährlich gewesen. Für Al-Ahly war der Feind Zamalek, und umgekehrt. Doch nach und nach verwandelten die Ahlawy und ihr Zamalek-Gegentück Ultra White Knights die ägyptischen Fußballstadien in ihre höchst eigene politische Bühne.

Innerhalb weniger Jahre schwoll ihre Gefolgschaft von ein paar Hundert auf mehrere Zehntausend an. Was sich auf den Straßen oder an den Wahlurnen nicht ausdrücken ließ, konnte in der Freiheit der *curve* gesagt werden. Immer häufiger waren politische Gesänge zu vernehmen, die sich insbesondere gegen die Polizeibrutalität wandten. Die Ahlawy fanden sich in vorderster Front gegen Mubaraks zunehmend feindlich gesonnenen Polizeistaat wieder, schlicht deshalb, weil sie ständig mit der Polizei zusammentrafen. Die Anfahrt zu den Spielen, die Durchsuchungen vor den Stadien, die aggressiven Polizeimaßnahmen im Stadion hinterließen ihre Wirkung. Bei jeder Partie wurden sie tausendfach an ihre fehlenden Freiheiten erinnert. Im Lauf der Zeit richteten die Gesänge sich zunehmend gegen den Staat und die Polizei. Es tauchten Banner mit dem Schriftzug »ACAB« auf. Die Ultra-Anführer wurden vor, während und nach den Spielen verhaftet – außer Assad – und die Mitglieder regelmäßig verprügelt. Doch anstatt den Widerstand zu ersticken, fachten die Autoritäten das Feuer damit weiter an. Im Jahr 2011 erhob Ägypten sich schließ-

lich. Hunderttausende strömten auf dem Tahrir-Platz zusammen und forderten Mubaraks Rücktritt. Als die Polizei zum Angriff überging, traf sie lediglich auf eine Gruppe mit Fronterfahrung.

Wie in der Ukraine drei Jahre darauf wussten auch in Ägypten die Ultras, sich gegen die Polizei zur Wehr zu setzen. Die Ultra-Gruppen erklärten sich offiziell für neutral, doch ihren Mitgliedern stand es frei, sich zu engagieren. Vor Ort wurde rasch deutlich, wer wusste, was zu tun war, und wer nicht. Ultras aus ganz Ägypten fanden sich im Zentrum des Kampfes wieder. »Das Prinzip der unabhängigen Organisationen gab es bei uns nicht, es gab weder Gewerkschaften noch politische Parteien«, erklärte Assad mir bei einem Wiedersehen kurz nach Mubaraks Sturz. »Bis dahin ging es uns nur um den Sport. Sie aber sahen nur junge Leute, jede Menge junger Leute. Sie hatten Angst vor uns. Ich will selbstverständlich nicht behaupten, dass wir ganz allein Mubarak gestürzt hätten. Unsere Rolle bestand vielmehr darin, die Menschen träumen zu lassen und ihnen vor Augen zu führen, dass du zurückschlagen kannst, wenn ein Polizist dich schlägt. In der Revolution gab es die Muslimbruderschaft, die Aktivisten und die Ultras. Das war's.«

Ahlawy war eine auf bizarre Weise heterogene Gruppe. In ihr versammelten sich Männer und Frauen, Säkularisten und gläubige Moslems, obsszön Reiche und Bettelarme. In den Monaten nach der Revolution wurde der verblüffende Einfluss der Ultras auf die anderen Aktivisten und Demonstranten offenbar. Am offensichtlichsten zeigte er sich in den Pyros und den Bannern. Doch auch der Klang des Stadions wurde von den Demonstranten übernommen, in erster Linie die Tribünengesänge, die zu wahren Hymnen avancierten und bei jeder Demonstration erklangen.

*Sie sagen, wir hätten die Gewalt im Blut,  
Was uns einfällt, für unsere Rechte zu kämpfen.  
Dummes Regime,  
Hör unsere Antwort:  
Freiheit!  
Freiheit!  
Freiheit!*

In den darauffolgenden Jahren war ich regelmäßig in Ägypten und bekam mit, wie die Revolution in sich zusammenfiel. Nachdem die Ultras zu-

nächst als simple Hooligans diffamiert worden waren, wurde schließlich ihre Rolle in der Revolution deutlich und sie wurden als Helden gefeiert. Innerhalb des Sicherheitsapparats begegnete man ihnen jedoch mit Hass, und sie wurden zum Ziel von Racheaktionen. Am 1. Februar 2012 starben bei einer Massenpanik 72 Al-Ahly-Fans, überwiegend Ahlawy-Mitglieder, nach einem Spiel gegen Al-Masry im Stadion von Port Said. Irgendjemand hatte die Flutlichter ausgeschaltet, bevor unmittelbar darauf die Al-Masry-Fans über das Spielfeld gestürmt waren und den gegnerischen Block angegriffen hatten. Eine Kombination aus Gewalt, Verlogenheit, Pech und Unfähigkeit war in ein unermessliches Blutbad gemündet. Das einzige aus dem Block herausführende Tor war verriegelt worden.

»Sie verfolgen uns wegen unserer Werte und unserer Weltanschauung, wegen dem, wofür wir stehen«, hatte Assad mir nach einer gemeinsamen Fahrt nach Alexandria gesagt, wo wir das Grab eines an jenem Tag gestorbenen Ultras besucht hatten. »Wir sind eine der saubersten Organisationen des Landes, und sie wollen uns kaputt machen. 74 Menschenleben [die 72 Toten von Port Said plus zwei Revolutionsopfer] reichen ihnen nicht. Doch um unsere Ideale auszurotten, muss man uns schon alle töten. Wenn nötig sterben wir für sie.«

Die Ahlawy bestanden unnachgiebig auf Antworten. Sie verhinderten, dass die Liga fortgeführt wurde, bevor die Gerichte Recht gesprochen hatten. Und das taten diese. Ein ägyptisches Gericht kam zu der Erkenntnis, dass die städtischen Sicherheitsbehörden den Angriff gemeinsam mit Al Masrys Ultras geplant hatten. In den sozialen Medien und auf Graffiti in den Kairoer Straßen tauchte die Abkürzung »JFT74« auf: »Justice For The 74« (Gerechtigkeit für die 74). Die Parole stammte ursprünglich von den Liverpooler Fans, die jahrelang Gerechtigkeit für die 96 Menschen gefordert hatten, die im Hillsborough-Stadion gestorben waren und auf deren Tod der Staat gleichgültig reagiert hatte. Port Said war Al-Ahlys Hillsborough, allerdings verließ die Aufarbeitung hier ausgesprochen schnell. Es tat sich nur ein winziges Zeitfenster auf, um für Gerechtigkeit zu sorgen. Ägyptens demokratisch gewählter Präsident Mohammed Mursi wurde durch einen Militärputsch abgesetzt und durch den Ex-Leiter des Militärgeheimdiensts Abd al-Fattah as-Sisi ersetzt. Dieser ließ seine Truppen einen Monat nach dem Putsch zwei Protestlager mit Mursi-Unterstützern stürmen. Man schätzt, dass bei dem Rābi'a-Massaker bis zu 1200 Zivilisten getötet wurden. (Mursi selbst starb im Gefängnis.) Die Repression hatte

begonnen. Fast auf den Tag genau drei Jahre nach Port Said starben 22 Mitglieder von Zamaleks Ultra White Knights bei einem Tumult vor dem Stadion, als die Polizei Tränengasgranaten in einen abgespererten Bereich feuerte. Seither sind im Grunde keinerlei Fans mehr zu Spielen zugelassen.<sup>243</sup>

Schließlich mussten die ägyptischen Ultras sich dem Druck von Staat und Justiz beugen. Im Mai 2015 wurden sie nach einer Zivilklage von Zamaleks Präsidenten Mortada Mansur, einem treuem Weggefährten Mubarak's, vom Gerichtshof für dringliche Angelegenheiten in Kairo verboten. Mansur hasste die Ultras seit Langem und nannte sie Terroristen und Gauner. Die Ultras reagierten, indem sie ihn mit einem Urinbeutel bewarfen. In den anschließenden Jahren landeten Hunderte von ihnen in ägyptischen Gefängnissen. Die Repressionen wurden unerträglich, und 2018 veröffentlichten die Ahlawy ein Video, auf dem sie ihre Flagge verbrannten, das international anerkannte Zeichen, dass sich eine Ultra-Gruppe auflöst. Ahlawys Facebook-Seite wurde gelöscht, die der Ultra White Knights folgte wenige Tage darauf. Assad und die übrigen Anführer der Gruppierung kehrten in ihr normales Leben zurück – sofern sie nicht im Gefängnis saßen – und sprachen besser nicht mehr von der Zeit, als sie einmal die Helden der Nation waren.

Kaum eine zivile Organisation dürfte sich im Ringkampf mit dem Staat behaupten können. Die ägyptischen Ultras bildeten da keine Ausnahme. Dennoch waren sie etwas Besonderes: Als ursprünglich unpolitische, wenn auch dezidiert obrigkeitfeindliche, Akteure waren sie zur richtigen Zeit am richtigen Ort, um zum Zünglein an der Waage zu werden. Sie hatten kein Manifest, sondern waren schlicht und einfach ein loser Zusammenschluss von Freunden, denen die Liebe zu zwei Dingen gemein war: zum Fußball und zur Freiheit. Und auch nachdem sie verboten worden waren, sie sich aufgelöst und ihr Banner verbrannt hatten und ihre Graffiti übermalt worden waren, konnte eines nicht ausgemerzt werden: ihre Gesänge und Parolen. Das Songrepertoire der Tribüne sickerte in den Alltag durch. Bis heute werden in Ägypten Fußball-Anhänger verhaftet, weil sie Lieder der Revolutionszeit singen oder die Freilassung aller fordern, die nur deswegen verhaftet wurden, weil sie Ultras waren.

---

<sup>243</sup> Ausführlicher habe ich mich den ägyptischen Ultras in meinem ersten Buch gewidmet, *When Friday Comes: Football, War and Revolution* (deCoubertin 2013).

Anders als in Ägypten und Tunesien gab es in Algerien keinen arabischen Frühling. Doch Anfang 2019 kam es zu Massenprotesten, als Präsident Abdelaziz Bouteflika ankündigte, für eine fünfte Amtszeit kandidieren zu wollen. Der über achtzigjährige Bouteflika war gesundheitlich schwer angeschlagen und nach einem Schlaganfall auf den Rollstuhl angewiesen. Er regierte seit 20 Jahren und hatte zwei Verfassungsänderungen durchgesetzt, um die Begrenzung seiner Amtszeit aufzuheben. Aus Angst vor organisierten Menschenmassen auf den Straßen unterbrach die Regierung die Fußballsaison. Seit Jahren widmeten die algerischen Ultras sich in ihren hochpolitischen Gesängen Themen wie Armut, staatliche Korruption, massenhafte Jugendarbeitslosigkeit und allgemeine Enttäuschung. Mehr oder weniger alle gingen auch auf den Drogenmissbrauch ein und die diesbezügliche Tatenlosigkeit des Staats, der die Bevölkerung ruhigstellen wolle. Der algerische Journalist und Experte für die nordafrikanische Ultra-Kultur Maher Mezahi bezeichnete El Bahdja, die Ultra-Gruppe von USM Algier, als Meister der »sechs- bis siebenminütigen« Lieder, »deren Text jeder mitsingen kann«. Ihr berühmtestes Lied ist das nach Bouteflikas Präsidentenpalast benannte »La Casa del Mouradia«, das mehr oder weniger die Geschichte der 20-jährigen Amtszeit des Präsidenten erzählt.

*Der Morgen graut, und ich kann nicht schlafen,  
Ich sitze hier und werde langsam high,  
Was ist der Grund und wer hat Schuld?  
Dieses Leben steht uns bis hier.*

*In der ersten [Amtszeit] haben sie uns mit Versöhnung reingelegt,  
In der zweiten wurde klar, dass dies La Casa del Mouradia ist,  
In der dritten litt das Land unter persönlichen Interessen,  
In der vierten starb die Puppe [Bouteflika], doch nichts hat sich verändert.<sup>244</sup>*

Bouteflika trat gewaltlos und ohne Blutvergießen zurück, doch bis heute ist »La Casa del Mouradia« das Protestlied. Auch dem marokkanischen Staat wollte es nicht gelingen etwas derart Flüchtiges wie ein Lied auszurotten.

---

<sup>244</sup> Maher Mezahi, »How Algerian Football Fans Helped Topple a Dictator«, *Copa90*, 15. Mai 2019, <https://www.youtube.com/watch?v=lj-unztOgzQ>.

Raja Casablancas erste Ultra-Gruppe Green Boys wurde 2005 gegründet, und bereits 2006 spalteten sich die Ultra Eagles ab. Inzwischen gab es drei Raja-Ultra-Gruppierungen: die Green Boys, die Ultra Eagles und Derb Sultan. Die drei gerieten immer wieder aneinander. 2016 starben bei einer Schlägerei von Mitgliedern der Green Boys und der Ultra Eagles im Stade Mohammed V zwei Menschen.<sup>245</sup> Die Regierung erteilte den Ultras Stadionverbot und ließ Rajas mächtigsten *capo* Zakaria »Skwadra« Belkadi inhaftieren.<sup>246</sup> Nach zwei Jahren wurde er freigelassen, und die Ultras durften zurückkehren. Auch Marokko entging weitgehend dem arabischen Frühling, doch das hieß nicht, dass es in dem Land nicht eine unterschwellige Stimmung der Entfremdung und der Unzufriedenheit gegenüber Staat und Polizei gegeben hätte. Die Gründe hierfür waren dieselben wie bei der Jugend in Ägypten, Algerien und Tunesien: Korruption und Arbeitslosigkeit, insbesondere jedoch Polizeigewalt.

Wie in Algerien war auch hier ein Lied der *curva* zur Hymne der verlorenen Jugend geworden: »F'bladi Dalmouni« (»Sie unterdrücken mich in meinem Land«) aus dem Stade Mohammed V.

*Sie unterdrücken mich in meinem Land,  
Bei wem kann ich mich beschweren?  
Bei Gott, dem Höchsten,  
Nur er weiß Bescheid.*

*In diesem Land leben wir unter einer dunklen Wolke,  
Bitten um Frieden,  
Gott, schenk uns den Sieg.*

*Sie geben uns Drogen aus Ketama [ein berühmtes marokkanisches Haschisch-Anbaugebiet]  
Und haben uns wie Waisen ausgesetzt.  
Im Jenseits bekommen sie die Rechnung.*

---

<sup>245</sup> »Two dead and 49 injured after violent clashes during Raja Casablanca match«, Associated Press, 20. März 2016, <https://www.theguardian.com/football/2016/mar/20/two-dead-49-injured-violent-clashes-raja-casablanca>.

<sup>246</sup> Hassan Benadad, »Hooliganisme. Ultras Raja: le tribunal condamne Skwadra, alias Belkadi, à 6 mois de prison ferme«, 360 Sport, 23. April 2016, <http://sport.le360.ma/botola-pro-1/hooliganisme-ultras-raja-le-tribunal-condamne-skwadra-alias-belkadi-6-mois-de-prison-ferme-8640>.

*So viele Talente wurden zerstört  
Durch den Rausch. Ihr habt sie zerstört.  
Wie könnte man es anders sehen?*

Auch bei anderen Vereinen waren beliebte regierungskritische Hymnen entstanden, doch »F'bladi Dalmounik« von Gruppo Aquile war mit Abstand die populärste – und die eingängigste. Als ich zum Derby Raja gegen Wydad nach Casablanca fuhr, hoffte ich, bei der Gelegenheit die Anführer der Green Boys und der Ultra Eagles zu treffen. Die Kontaktaufnahme mit ihnen war schwierig gewesen. Sie hatten Angst vor Verhaftung und waren überzeugt, überwacht zu werden. Sollten sie im Gespräch mit einem ausländischen Journalisten gesehen werden, würde der Druck auf sie unweigerlich noch stärker. Nach wochenlangem Hin und Her hatten sie sich dennoch bereiterklärt, mich bei meinem Besuch in Casablanca zu treffen. Am Bahnhof nahm ich ein Taxi, das mich durch die heruntergekommenen Straßen der französischen Kolonialzeit ins Stadtzentrum brachte. Der Fahrer stellte das Radio an. Es war ein helllichter Tag mitten unter der Woche, doch der Sound des arabischen Fußballreporters war unverkennbar.

»Wer spielt?«, fragte ich den Fahrer.

»Raja«, erwiederte er.

Wir machten uns zum Stadion auf, allerdings nicht zu dem riesigen Stade Mohammed V, das gerade renoviert wurde. Nicht zuletzt deshalb würde das Derby im drei Stunden Zugfahrt entfernten Marrakesch stattfinden. Wir fuhren zum Stade Père Jégo, der Heimstätte von Racing Club. Anfang der 1930er-Jahre hatte Helenio Herrera zwei Jahre für den Verein gespielt, bevor er später als Inter-Trainer berühmt geworden war und entscheidend zur Entstehung der italienischen Ultra-Bewegung beigetragen hatte. Der Vereinsname war in verblichener grüner Farbe auf Französisch und Arabisch auf die graue Außenwand des Stadions aufgemalt. Ein paar Dutzend Anhänger saßen auf der hohen Mauer und verfolgten das Spiel; hinter ihnen ging es gut zehn Meter in die Tiefe.

Das Père Jégo war ausverkauft. Raja spielte gegen Ittihad Tanger. Es war kühl und bewölkt, und das Stadion war an drei Seiten unüberdacht, doch auf der größten Tribüne an der Längsseite drängten sich die beinahe ausnahmslos grüngekleideten Menschen. Zwischen mehreren

Grüppchen schienen Schlägereien auszubrechen und auf die Menge überzugreifen. Es herrschte Chaos. Nach kaum einer Minute packte mich ein Mann, der größer und kräftiger als ich war, am Arm und zerrte mich weg. »Das hier ist nichts für dich. Hau ab!«. Er deutete auf meine Kamera, schubste mich davon und ging zurück, um ein Handgemenge zu schlichten.

Von der gegenüberliegenden Seite des Stadions aus sah ich die Tribüne in all ihrer Pracht, eine wogende Masse grüner Trikots, eingehüllt in den grünen Rauch des soeben entzündeten Feuerwerks. Mehrere palästinensische Flaggen wurden geschwenkt, und ein Banner forderte ein freies Palästina. Auf einem anderen stand: »Bis zum Tod«. Und dann vernahm ich, wofür ich gekommen war. Das gesamte Stadion stimmte die wunderschöne und unvergessliche Melodie von »F'bladi Dalmouni« an.

*Ihr habt die Leidenschaft getötet.  
Ihr habt mit den Provokationen begonnen.  
Die Angst ist eure Erfindung,  
Und ihr habt sie auf uns übertragen.  
Durch sie wollt ihr regieren.*

*Wegen der Bengalos zwingt ihr uns,  
hinter verschlossenen Toren zu spielen,  
Und ihr habt die tifos verboten.  
Ihr seid im Krieg mit den Ultras.*

Ein kleiner Mann in offenkundig teurer Kleidung machte sich an mich heran und erkundigte sich, wer ich sei. Er stellte sich mir als Nabil vor, Chef der Polizei, und verlangte meinen Pass. Er inspizierte ihn und fragte mich aus, wieso ich gekommen sei und mit wem ich gesprochen habe. Das war in Marokko nichts Ungewöhnliches. Als ich ihm erzählte, dass ich wegen der Fans gekommen sei, überlegte er einen Moment, dann trat ein breites Lächeln auf sein Gesicht. »Da kann ich Ihnen selbstverständlich helfen! Wir haben ein gutes Verhältnis zu den Ultras!«, sagte er. Um uns herum hatten die Ultras bemerkt, dass der Beamte sich mit mir unterhielt. Ich musste ihn schnellstmöglich loswerden. »Sie sind Stützen unserer Gesellschaft«, sagte er. Er ließ sich meine Nummer geben und gab mir seine,

und sagte, ich könne ihn rund um die Uhr anrufen, wenn ich mit irgendwelchen Ultras sprechen wolle. Sie seien seine Freunde. Er würde alles regeln.

In dem Moment war mir klar, dass ich nie wieder von meinem Kontakt bei den Green Boys hören würde. Und so war es.

## BEŞİKTAŞ, İSTANBUL

Cem Yaklısans Kneipe befand sich ein paar Minuten Fußweg von der Adlerstatue entfernt inmitten des Gewirrs aus Cafés und Kebabläden im Herzen von Beşiktaş. Die Wände waren mit Bildern von Ikonen der Gegenkultur übersät: Kurt Cobain, Che Guevara, The Clash und Hrant Dink, ein 1997 von einem Ultranationalisten ermordeter türkisch-armenischer Journalist. Vor der Kneipe hing eine schwarz-weiße Fahne an den kreuz und quer zwischen den Häusern gespannten Drahtleinen. Beşiktaş war Cems wahre Liebe – der Verein und das Viertel. Beides lässt sich nicht trennen. Es war ein klammer, kühler伊斯坦布尔 Wintertag, und Cem schaltete einen Außenheizstrahler an. Beinahe jeder der Passanten blieb kurz stehen, um Hallo zu sagen. Ein paar baten ihn um Geld, und er gab jedes Mal etwas. Dies war sein Kiez. Hier war er geboren und aufgewachsen, und von hier war er nie weggegangen.

»Das erste, was wir hier lernen, ist zu teilen«, sagte er. Wenn seine Mutter ihn losgeschickt habe, um Brot zu kaufen, habe er immer drei statt zwei kaufen müssen, damit er eines auf dem Nachhauseweg teilen konnte. »So sind wir aufgewachsen, und das sieht man auch bei uns im Stadion.«

Cem war der Gründer der Çarşı. Oder zumindest einer der noch lebenden Gründer. Mit 17 anderen jungen, radikalen Beşiktaş-Fans hatte er 1982 in der dunkelsten Zeit der Militärdiktatur nach dem Putsch von 1980 einen Fanclub ins Leben gerufen. Sie benannten ihn nach dem Basar im Zentrum des Viertels. Die prägende Gestalt seinerzeit war Optik Baskan (eigentlich Mehmet Isiklar; das Pseudonym ging auf seine dicken Brillengläser zurück) gewesen, ein Masterstudent und Geschichtslehrer, der in der Frühzeit der Gruppe ihre linken Ideale prägte. Es war seine Idee gewesen, das »A« in »Çarşı« durch das Anarcho-Zeichen zu ersetzen. Nachdem er wegen Drogen im Gefängnis gesessen hatte, starb er 1997 kurz nach seiner Entlassung an einem Herzinfarkt. Er wurde 38 Jahre alt. Auf seiner

Beerdigung ließen die Çarşı den »letzten Hooligan« mit Gesängen hochleben. So gut wie alle anderen der ursprünglich 17 Gründer waren ausgeschieden oder getötet worden. Alen Markaryan, einer der Çarşı-Anführer auf der Tribüne, wurde 2011 im Streit von einem anderen Mitglied angeschossen. Er erholte sich vollständig, kehrte aber nicht mehr zurück.<sup>247</sup>

Cem war einer der letzten Übriggebliebenen, die noch von der turbulenten Frühzeit der Gruppierung erzählen konnten. Er war kein junger Mann mehr. Seine grauen Haare wurden dünner, doch hinter seiner schmalen Brille lagen scharfe blaue Augen. Seine Prinzipien hatten sich nicht geändert. Ich fragte ihn, was für Werte Çarşı vertrete, und er sagte: »Uns ist es egal, ob jemand Kurde, Armenier, Griechen, Deutscher, Frau, Mann, Fabrikbesitzer oder Schuhputzer ist. Wenn wir gemeinsam auf der Tribüne stehen, sind wir eine Gemeinschaft.«

Die Çarşı sind als Gruppe nur schwer zu greifen. Je nach dem, mit wem von ihnen man spricht, erscheinen sie entweder als Ultra-Gruppe oder als Hooligan-Firm, entweder als zutiefst politisch oder als so offen, dass sie im Grunde unpolitisch sind, entweder als engagierte Aktivisten, die Geld für Erdbebenopfer und Tierheime sammeln oder schlicht als Vorwand, um 90 Minuten dem täglichen Trott zu entkommen. Ein berühmtes Çarşı-Banner erklärte: »Çarşı, her seye karsı!« (»Çarşı ist gegen alles!«) Ein anderes Banner verkündete sogar: »Çarşı ist gegen sich selbst!«. Es gibt keine offizielle Mitgliedschaft. Die Gruppe verkauft keine eigenen Fanartikel. Sie ist, so Cem, ein Gefühl. Ein Seinszustand, der die Menschen in der Hoffnung auf etwas Besseres zusammenbringt. Es gab eine lange Liste von Aktionen in den vergangenen Jahren, auf die Cem stolz war. Die Blutspende-Initiative nach dem Erdbeben von Van im äußersten Osten des Landes 2011 (darüber hinaus zogen die Çarşı sich bei einem Spiel bis auf die Unterwäsche aus und warfen ihre Kleider und Schals als Spende auf das Spielfeld). Oder der Greenpeace-Protest, als Aktivisten am Dach der Haupttribüne des İnönü hochkletterten und 90 Minuten lang an Seilen zehn Meter über dem Boden hingen und ein Transparent mit der Aufschrift »Atomfreie Türkei. Çarşı« präsentierten.

Doch davor hatte eine Zeit des Blutvergießens gestanden. Die 1980er-Jahre waren in den türkischen Stadien eine dunkle Zeit gewesen, eine

---

<sup>247</sup> Elif Batuman, »The View from the Stands«, *The New Yorker*, 27. Februar 2011. <https://www.newyorker.com/magazine/2011/03/07/the-view-from-the-stands>.

derart gewaltsame Epoche, dass man von ihr als »Ära der Tribünenkriege« spricht. Seinerzeit waren die Fanvereinigungen der einzelnen Vereine lose Gruppierungen, deren Anführer als »Amigo« bezeichnet wurde. Die Çarşı waren am besten organisiert und die einzige Gruppe mit eigenem Namen.

Das Epizentrum des Krieges war ein einziger Block. Das İnönü war das Stadion von Beşiktaş, doch lange Zeit spielten dort auch Fenerbahçe und Galatasaray. Traten die beiden Mannschaften gegeneinander an, wurde das Stadion in zwei Hälften geteilt: jeweils 50 Prozent der Karten gingen an die Heim— und die Gästefans, was den Ärger geradezu heraufbeschwore. Zudem wollten die Hardcore-Anhänger alle in einem Stadionbereich stehen, dem *Kapalı*, das heißt dem überdachten Block. Laut Cem fasste er rund 6.000 Zuschauer. Das Dach diente nicht allein dem Schutz, es verstärkte auch die Gesänge. Der Block war das Filetstück des Stadions, und drei Fanlager stritten sich darum. Spielten zwei der Mannschaften gegeneinander, kämpften die Fans im wahrsten Sinne des Wortes um das Vorecht, in der Mitte der Tribüne stehen zu dürfen. Irgendwann begannen die Gruppierungen dort zu übernachten und auf ihre Widersacher zu warten. Als die Polizei Wind davon bekam, erschienen die Fans eben um fünf Uhr morgens.

Cem erinnerte sich gern an jene Zeit. Er liebte es, zu kämpfen. Und er war gut darin, auch wenn er »sieben oder acht Stichwunden« davongetragen hatte. »Und an meinem Bein eine Schusswunde.« Die Gewalt wurde immer schlimmer, und die verschiedenen Lager trafen sich zu verabredeten Schlägereien. Irgendwann prügeln sie sich nicht mehr nur am Spieltag, sondern beinahe täglich. Eine Art verkappter urbaner Guerillakrieg breitete sich über die gesamte Stadt aus. Die Situation geriet außer Kontrolle, da es keine Regeln gab und häufig Waffen zum Einsatz kamen. Beliebt war etwa das lange, schmale Kebab-Messer, und selbst Pistolen waren nichts Ungewöhnliches. »Du musst dir vorstellen, wir haben nicht nur am Spieltag gekämpft. Sondern jeden einzelnen Tag«, sagte er. »Das waren furchtbare Zeiten.«

Etwas musste geschehen. »Unsere schlimmsten Rivalen riefen mich an«, berichtete Cem. Die Anführer von Galatasarays und Fenerbahçes Fangruppierungen – Sebahattin Şirin und Pepe Metin – schlügen Cem ein Treffen im unweit seiner Kneipe gelegenen Abbasağa-Park in Beşiktaş vor.

»Das war kein Spaß«, sagte Cem über jenen Tag. Sie verabredeten sich für die Abenddämmerung. Cem brachte 40 Çarşı mit, die Anführer von

Galatasaray und Fenerbahçe jeweils dieselbe Anzahl von Mitgliedern. Doch schon bald entdeckte Cem an den Rändern des Parks, halb in der Dunkelheit verborgen, Hunderte weiterer Menschen. Im ersten Augenblick ging er von einer Falle aus und dachte, der Moment wäre gekommen, in dem er sterben müsse. Doch als die Straßenlaternen ansprangen, erkannte er, dass es sich um Beşiktaş-Anhänger handelte, die ihm in den Park gefolgt waren, um ihn zu beschützen. Das waren seine Leute. Er führte seine beiden Kollegen in ein nahegelegenes Café, derweil ihre Gefolgsleute wie werdende Väter draußen auf und ab tigerten und auf Neugkeiten warteten. Ein Waffenstillstand wurde vereinbart und »der Frieden«, wie das Abkommen im türkischen Fußball genannt wird, wurde per Handschlag besiegt. Im Großen und Ganzen hat er bis heute gehalten.

Das soll nicht heißen, dass es seither im türkischen Fußball keine Gewalt mehr gegeben habe. So kam es im Jahr 2000 vor dem UEFA-Pokal-Halbfinale zum niederträchtigen Mord an zwei Leeds-United-Fans.<sup>248</sup> In den Stadien wurden Schiedsrichter und Spieler angegriffen. Im Jahr 2015 wurde der Mannschaftsbus von Fenerbahçe mit Dirk Kuyt und Emre Belözoğlu an Bord im Anschluss an eine Partie beschossen.<sup>249</sup> Bei diversen Vorfällen wurden mehrere Fans getötet. Nur wenige Wochen vor den Gezi-Park-Protesten wurde ein Fenerbahçe-Fan erstochen. Die Regierung nutzte die Gewalt stets als Vorwand, wenn sie ein neues Gesetz einbrachte – und es anschließend ausnahmslos auch einführte –, um die Rechte der Fußballfans weiter einzuschränken. Doch die massenhafte organisierte Gewalt unter den Fans gehörte der Vergangenheit an.

Die Çarşı-Ultras waren mit ihrer Mischung aus sozialem Bewusstsein und extremer Loyalität die größte und angesehenste Fangruppierung, dennoch hatten sie keine im engeren Sinne hierarchische Struktur. »Eine strenge Hierarchie ist für uns unvorstellbar«, sagte Cem. »Wir entscheiden gemeinsam. Weißt du, Widerstand ist für uns in unserer Gruppe nichts, das man erst einüben müsste oder das wir anstreben würden. Er liegt uns schlicht im Blut.« Über alles wird abgestimmt, von der Frage, welche Lieder gesungen werden sollen, über die Banner bis hin zu dem Essen bei Auswärtsreisen: ein Çarşı-Mitglied, eine Stimme. Dieses Prinzip

---

<sup>248</sup> John McManus schildert in *Welcome to Hell? In Search of the Real Turkish Football* ausführlich die Geschehnisse rund um den Mord an den beiden Leeds-United-Fans.

<sup>249</sup> »Fenerbahce want league suspended after bus shooting«, BBC Sport, 5. April 2015, <https://www.bbc.co.uk/sport/football/32189667>.

führte letztlich auch dazu, dass die Gruppe sich an den Gezi-Park-Protesten beteiligte. Für Cem war der Startschuss zu Gezi schon Wochen vorher gefallen. Die Çarşı hatten zur Mai-Demonstration auf den Taksim-Platz marschieren wollen, doch waren sie von der Polizei aufgehalten worden. Dazu kam der letzte große Tag des İnönü-Stadions, bevor es im Zuge von Erdogans Stadions-Modernisierungsfuror abgerissen und durch einen Neubau ersetzt wurde. Beim letzten Saisonspiel gegen Gençlerbirliği war das Stadion brechend voll. Laut Cem waren bis zu 100.000 Menschen dort. »Es war ein emotionaler Tag, und dann feuert ein bescheuerter Polizist einen Schuss in die Luft ab. Danach brach das Chaos aus.« Beşiktaş gewann die Partie, doch die Schlagzeilen der türkischen Presse drehten sich nur um Randale, Tränengas und Schüsse.<sup>250</sup>

Zwei Wochen darauf setzte die Polizei im Gezi-Park wahllos Tränengas gegen friedliche Demonstranten ein und brannte deren Zelte nieder. »Am ersten Tag, dem 24. Mai, war ich mit vielleicht 50 anderen dort«, erzählte der *Eurosport*-Reporter Bağış Erten, der von Beginn an im Gezi-Park dabei war. »Am nächsten Tag waren es 200. Den Tag darauf tausend. Und am Abend des 31. Mai erwarteten mehr als eine Million das Tränengas.« Inmitten der zunehmend gewaltsamen Eskalation qualifizierte Erdoğan die Demonstranten kurzerhand als »çapulcu« (Plünderer) und »Gottlose« ab. Bei einer Kundgebung erklärte er seinen zahlreichen Zuhörern: »Ich werde nicht Ganoven um ihre Erlaubnis bitten, ob ich meine Pläne für den Taksim [Gezi-Park] umsetzen darf.« Seine unbarmherzige Taktik war erfolgreich. Niemand hatte Erfahrung im Kampf mit der Polizei. Als Cem die Gewalt im Fernsehen sah, kam er zu dem Schluss, dass es an der Zeit wäre, den Leuten zu helfen. Sein Vorschlag wurde zur Abstimmung gestellt. Alle waren einverstanden. »Unseren ersten Protestzug begannen wir hier im Viertel mit 500 Leuten. Als wir dort [im Gezi-Park] ankamen, waren wir fast 10.000.«

Der Moment der Ankunft der Çarşı am Gezi-Park ist in der Dokumentation *Istanbul United* festgehalten. »Ich werde niemals die Szene vergessen mit den Fans in ihren Trikots, der Moment, als die Çarşı auf den Platz kommen«, sagte Bora. »Ihr seid gekommen, um uns zu retten, weinten die Menschen. Es war unglaublich.« Die Anhänger der großen Drei hatten

---

<sup>250</sup> »Police, Beşiktaş fans clash before last game at historic Istanbul stadium«, *Hürriyet Daily News*, 11. Mai 2013, <http://www.hurriyedailynews.com/police-besiktas-fans-clash-before-last-game-at-historic-istanbul-stadium-46690>.

sich zusammengetan und marschierten Seite an Seite, wobei die Çarşı eindeutig die größte Fraktion stellten. Im Gepäck hatten sie ihre Banner und Gesänge.

*Kommt und schießt,  
Kommt und schießt euer Tränengas auf uns,  
Nehmt eure Helme ab,  
Legt euren Schlagstock weg,  
Und dann sehen wir, wer der Chef ist.*

Auch eine von Erdogans Beschimpfungen griffen sie auf:

*Die Çapalcu [Plünderer] kommen.*

Vor allem jedoch wussten die Ultras auch in der Türkei – wie schon auf dem Tahrir-Platz in Ägypten und dem Majdan in der Ukraine –, was bei einem Polizeiangegriff zu tun war. Sie wussten, wie man sich bei Tränengas und Gummigeschossen verhielt. Dass Essig ein wirksames Gegenmittel war. Wann man sich zurückziehen und wann man seine Position verteidigen musste. »Im Gezi haben wir umgesetzt, was wir geübt hatten«, sagte Cem. »Wir waren auf die Repressionen der Polizei vorbereitet. Wir waren auf das Tränengas vorbereitet. Wir waren auf Wasserwerfer und Schlagstöcke vorbereitet.« Doch auch die Ultras konnten die Leute nur begrenzt schützen. Am 15. Juni schlug die Regierung den Aufstand nieder. Insgesamt acht Demonstranten starben, 8.000 wurden verletzt. Elf erblindeten. Die Bebauung des Gezi-Parks wurde gestoppt, doch das war noch nicht alles.

Zu Beginn der Saison 2013/2014 verboten die Regierung und der Fußballverband politische Gesänge und Spruchbänder. Der türkische Innenminister Muammer Güler erklärte: »Wir setzen auch politische und ideologische Parolen auf die Liste der illegalen Demonstrationen in Fußballstadien und des nicht den Sitten des Sports gemäßen Verhaltens. Politische und weltanschauliche Parolen entsprechen eindeutig nicht dem Geist des Sports ... Das schließt auch Obszönitäten und unsportliches Verhalten ein.«<sup>251</sup> Dennoch konnte man im Stadion weiterhin in der 34.

---

<sup>251</sup> »Turkish government to ban political slogans in football games«, *Hürriyet Daily News*, 31. Juli 2013, <https://www.hurriyedailynews.com/turkish-government-to-ban-political-slogans-in-football-games--51773>.

Minute (bei Autos steht das Kennzeichen 34 für Istanbul) den Sprechchor »Taksim ist überall, Widerstand ist überall« vernehmen. In der Folge wurden die Ultras noch strenger überwacht. Bereits 2011 war der verhasste Paragraf 6222 des Strafgesetzbuches verabschiedet worden, durch den der Polizei umfassende Überwachungsbefugnisse eingeräumt wurden. Auf dieser Grundlage wurde mit der nicht minder verhassten Passolig-Karte ein elektronisches Ticketsystem eingeführt, außerdem wurden Kameras installiert, die einzelne Zuschauer aus der Menge isolieren können. Das Eintrittskartensystem war doppelt umstritten, da man hierfür ein Konto bei der Aktif-Bank eröffnen musste, deren damaliger Vorstandsvorsitzender Erdogan's Schwiegersohn war. Bei der Einführung kam es landesweit zu Stadionboykotten. Der Zuschauerschnitt der türkischen Süper Lig halbierte sich von 14.000 auf 7.000.

Cem Yakışan hatte derweil dringlichere Probleme. Im Anschluss an die Gezi-Park-Proteste wurde er gemeinsam mit 34 anderen Çarşı-Mitgliedern verhaftet. Er wurde angeklagt, eine kriminelle Organisation geleitet und den Sturz der Regierung geplant zu haben. Jeder der beiden Anklagepunkte konnte bei einem Schulterspruch zu lebenslanger Haft führen.<sup>252</sup> »Ich war der Hauptangeklagte«, erklärte Cem. »Ich sagte, ja, gut, aber ich habe die Gruppierung 1982 gegründet. Uns gibt es seit mehr als 30 Jahren. Ist es da nicht ein bisschen spät, mich deswegen vor Gericht zu stellen?« Der Putschvorwurf machte ihm ziemlich zu schaffen. Seine Anwälte hatten alle möglichen Szenarien durchgespielt, was man ihm vor Gericht vorwerfen würde, doch damit hatten sie nicht gerechnet. »Ich habe den Richter angeschaut und gesagt: >Wenn ich so mächtig wäre, dass ich die Regierung stürzen könnte, dann hätte ich dafür gesorgt, dass Beşiktaş Meister wird.« Das war ein unschlagbares Argument. Er wurde freigesprochen.

## BAŞAKŞEHİR, İSTANBUL

Verglichen mit dem hektischen Gewimmel in Istanbuls Innenstadt wirkte Başakşehir still, beinahe verlassen. Es war eine lange Reise vom Bosporus

---

252 »Turkish football fans face life in prison for >coup attempt< during Gezi protests«, *Hürriyet Daily News*, 8. September 2014, <http://www.hurriyetedailynews.com/turkish-football-fans-face-life-in-prison-for-coup-attempt-during-gezi-protests-71428>.

Mit ihren Choreographien bestimmen die Ultras das weltweite Bild in den Fußballstadien. Sie liegen oft im Clinch mit dem Establishment, Konflikte mit der Polizei gehören zur Tagesordnung. Für Außenstehende bleibt diese Subkultur rätselhaft. Mit Reportern zu reden, ist für Ultras tabu. Selbst über die bestimmenden Figuren der oft hierarchisch organisierten Gruppen weiß man wenig.

James Montague, preisgekrönter Journalist und Autor, wollte das ändern. Für die Recherche zu »Unter Ultras. Eine Reise zu den extremsten Fans der Welt« hat der Brite mehr als zwei Dutzend Länder besucht und ist tief in die Szene eingetaucht. Er ist mit einem Erlebnisbericht zurückgekehrt, den es so noch nicht gegeben hat. Montague beschreibt, wie sich Ultras politisierten und radikalisierten. Wie sie in Italien, der Ukraine und auf dem Balkan offen faschistisch und nationalistisch agieren. Aber auch antifaschistisch, gegen Homophobie und für demokratische Strukturen, wie in der Türkei, dem italienischen Bergamo oder den USA.

»Unter Ultras« analysiert, wie aus lokalen Fans ein weltweites Phänomen wurde, das heute nicht nur Fußballclubs, sondern oft auch Politik und Gesellschaft massiv beeinflusst. Man muss selbst kein Fan sein, um von James Montagues Bericht gefesselt zu werden. Die unerwarteten Einblicke, die er in eine der weltweit größten Subkulturen ermöglicht, sind für jeden politisch interessierten Leser höchst lesenswert.

